

3. »Da wirst du von mir eine ganz andere Geschichte hören.« Trans Prekarität, Klasse und Care

Während ich zu Beginn meiner Forschung sozio-ökonomische Fragen nur am Rande betrachtete, wurde im Laufe der Zeit deutlich, dass kollektive trans Care-Praktiken unmittelbar mit prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen verbunden sind. Viele meiner Interviewpartner_innen waren zum Zeitpunkt der Interviews und darüber hinaus von Einkommensarmut betroffen. Sie beziehen Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld 2, stocken Transferleistungen auf oder sind prekär selbstständig tätig. Ein Großteil der trans Sorgearbeit, die trans und nicht-binäre Aktivist_innen leisten, findet unter prekären Bedingungen statt; gleichzeitig ist sie ein Versuch, mit Prekarität umzugehen. In diesem Kapitel nehme ich prekäre Lebens- und Arbeitsverhältnisse und den Umgang von trans/nicht-binären Personen mit diesen Verhältnissen in den Blick. Es geht um folgende Fragen: Wie organisieren trans Personen unter prekären Bedingungen Für_Sorge? Welche Bedeutung haben finanziell und rechtlich ungesicherte Bedingungen und die Kategorie Klasse für trans Sorgearbeit?

Anknüpfend an die feministische Gruppe *Precarias a la Deriva* verwende ich ein Konzept von Prekarität, das über unsichere Lohnarbeitsverhältnisse hinausgeht. Die Beteiligten beschreiben Prekarität als eine Verbindung materieller und symbolischer unsicherer Bedingungen, als eine Unsicherheit »in Bezug auf einen nachhaltigen Zugang zu jenen materiellen und immateriellen Ressourcen, die für die volle Lebensentfaltung eines Subjektes grundlegend sind« (a la Deriva 2011: 45). Eine geschlechter- und queertheoretische Betrachtungsweise der Konzepte Precarisierung und Prekarität »überwindet die Engführung auf Erwerbsarbeit, geht von einem erweiterten Arbeitsbe-

griff aus und nimmt zentral auch Fürsorgetätigkeiten und Sorgeverhältnisse in den Blick» (Motakef and Wimbauer 2019: 788).

Häufig wird in queertheoretischen Debatten zwischen zwei Formen der Prekarität unterschieden. Einerseits wird sie als Effekt einer Prekarisierung gefasst, einer von machtvollen Instanzen und Herrschaftsprozessen durchgesetzten Verunsicherung. Aus der anderen Perspektive resultiert sie daraus, dass wir für unser Überleben schon immer auf andere verwiesen sind (Butler 2006).

Der Begriff der Prekarisierung verweist auf einen Abbau gesicherter Arbeitsplätze, sozialer Absicherung und in der Gesundheitsversorgung. Diese Debatte bezieht sich insbesondere auf Felder, die vorher vergleichsweise abgesichert waren, zum Beispiel das cis-männliche sogenannte Normalarbeitsverhältnis.

Ich selbst schließe in die Begriffe um Prekarität und Prekarisierung neben sozio-ökonomischer Unsicherheit auch soziale Beziehungen, Zeitressourcen, Emotionen und Anerkennung als Kriterien ein. Die Frage nach der Möglichkeit, als Subjekt einen gesellschaftlichen Platz zugestanden zu bekommen und einnehmen zu können, muss mit Arbeitsverhältnissen zusammengedacht werden (Lorenz/Kuster 2007: 20). Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die spezifischen Unsicherheitserfahrungen, mit denen trans Personen, insbesondere trans Frauen und gender-nicht-konforme trans Menschen, konfrontiert sind. Diese Erfahrungen werden in feministischen Debatten um Prekarisierung bisher kaum in den Blick genommen.

Das Kapitel ist wie folgt aufgebaut: Ich begleite drei trans Personen durch ihren prekären Alltag und bei ihrem Umgang mit strukturellen und ökonomischen Unsicherheiten. In 3.1 gehe ich mit Nina durch das Dorf, in dem sie lebt. Nach ihrem trans Coming-out verlor sie ihre berufliche Anstellung und ihre sozialen Kontakte. Ein BDSM-/Fetisch-Club wurde zu einem wichtigen Ort für sie und zum Ausgangspunkt neuer sozialer Beziehungs- und Arbeitsnetzwerke. Nina betont die Ambivalenz zwischen ihrer gewonnenen Freiheit und der Prekarität, mit der sie konfrontiert ist. Ausgehend von Jack Halberstams Konzept der Metronormativität werde ich die Verschränkung von Klasse, Geschlecht und Urbanität in den Blick nehmen. Zudem wird es um die Verschränkung ökonomischer und sozialer Prekarität gehen. Welche Auswirkungen hat die Zentrierung von trans Selbsthilfe im städtischen Raum für Personen wie Nina? In 3.2 wird deutlich, dass auch in städtischen trans Räumen Klassenunterschiede und Klassismus den Zugang zu Für_Sorge erschweren. Madeleine ist erwerbslos und chronisch krank. Sie macht auf die Aka-

demisierung und Lohnarbeitszentrierung urbaner trans Räume aufmerksam und betont die Verschränkung der Kategorien Klasse, Gender, Alter und Ability. In 3.3 nehme ich Sorgeketten innerhalb von trans Räumen in den Blick. Für von Prekarität betroffene trans Personen bietet die Weitergabe transitionsbezogenen Wissens an wohlhabende trans Personen eine Möglichkeit für einen informellen Zuverdienst. Im Zentrum steht die erwerbslose Schweizer Vollzeitaktivistin Michelle, die wohlhabende trans Frauen gegen Spende zu genitalangleichenden Operationen nach Thailand begleitet. Kollektive Versuche, mit Prekarität umzugehen, und Politiken der Ent_Prekarisierung stehen im Zentrum des Kapitels 3.4. Im Kontext kollektiver trans Für_Sorge werden ökonomische Praktiken der Umverteilung und Solidarität entworfen, sei es durch Crowdfunding, Binder-Sammlung¹ oder informelle Zuverdienstmöglichkeiten, sei es durch wirtschaftliche Utopien.

3.1 »Ich mache hier einfach meinen kleinen Beitrag.« Trans Prekarität, Care und Metronormativität

Ich sitze im Zug nach Interlaken, einem Schweizer Ferienort im Berner Oberland. Ich bin auf dem Weg zu meinem Interview mit Nina, einer trans Frau, mit der mich Sasha, ein_e lokale_r nicht-binäre_r Aktivist_in aus Zürich, vernetzt hat. Ich war damals auf der Suche nach Gesprächspartner_innen, die nicht studiert hatten, jenseits der Großstädte. Sasha hatte Nina bei einer Podiumsdiskussion zum Thema »Heimat« kennengelernt. Als ich Nina auf Facebook anschrieb, lud sie mich ein, sie zu besuchen. Seit einigen Wochen sind wir auf Facebook befreundet, fast täglich lese ich ihre Posts und chatte mir ihr. Nach ihrem Coming-out als trans Frau wurde ihr gekündigt, ihre Partnerin verließ sie, und fast alle Freund_innen brachen den Kontakt ab. – Eine Durchsage reißt mich aus meinen Gedanken. Der Zug wird in wenigen Minuten in Interlaken einfahren. Zum letzten Mal hole ich mein Smartphone raus, öffne Facebook und schaue mir ein Foto von Nina an, damit ich sie erkenne. Ninas Motto auf Facebook lautet: »Genieß den Augenblick, denn der Augenblick ist dein Leben«, und sie strahlt mir auf dem Screen entgegen. Der Zug fährt in den Bahnhof ein. Die zwei Backpacker_innen neben mir stürmen bereits zur Tür.

1 Ein Binder ist ein ähnlich wie ein Tanktop geschnittenes Kleidungsstück, das den Brustkorb abbindet, um ihn flacher wirken zu lassen.

Auf dem Bahnsteig sehe ich Nina sofort. Sie ist groß, hat lange blonde Haare und trägt eine knallrote Jacke. Sie läuft zielgerichtet auf mich zu. Zur Begrüßung geben wir uns drei Küsschen. Im Hintergrund ragt der Hausberg in den Himmel. Auf seiner Spitze glitzert der Schnee. Die bunten Schirme der Gleitschirmspringer sind als Konfetti am Himmel zu sehen. »Wow, ist es hier schön«, sage ich, und sie strahlt. »Ja, das ist meine Heimat hier. Andere kommen hierher in den Urlaub.«

»Wo wollen wir das Interview führen?«, frage ich, und sie hat sofort eine Idee. Vorbei an Hostels, gehobenen Hotels und Restaurants machen wir uns auf den Weg zum Supermarkt, um uns für das Interview mit Essen zu versorgen. »Letzten Monat war es hart mit der Sozialhilfe, ich hatte gar nichts mehr zu essen«, erzählt mir Nina, während ich auf die teuren Preise des Supermarkt-Buffets blicke. Mein Angebot, sie einzuladen, lehnt sie ab. Nachdem ich mir einen überteuerten Salat gekauft habe und Nina sich ein Stück Kuchen, folge ich ihr einen Weg am Fluss entlang. Immer wieder kommen uns Familien in Wanderausrüstung entgegen. Es ist ein warmer Apriltag. Ich merke, dass ab und an Personen Nina mustern.

Nach einer Viertelstunde kommen wir an ihrer Lieblingsbank an. Im Hintergrund das Rauschen der schnell fließenden Aare. Ich stelle das Aufnahmegerät unter die Bank. »Worum geht es noch mal?«, fragt Nina. Ich erzähle ihr, dass ich zu Unterstützung und Freund_innenschaft zwischen trans Menschen forsche. »Da wirst du von mir aber eine ganz andere Geschichte hören«, betont sie. »Ich gehe seit eh und je meinen eigenen Weg.« Ich bitte sie, sich vorzustellen. »Ich bin die Nina, komme aus den Bergen von Unterseen und bin 41 Jahre alt.«

Ich frage sie, inwieweit sich ihr Leben nach ihrem Coming-out vor vier Jahren verändert hat. Sie erzählt: »Eigentlich ist es fast wie vorher, nur dass die Freundschaften auseinandergegangen sind. Wir hatten hier eine Clique, mit der Trennung ist alles auseinandergebrochen. Das ist weg. Ein guter Freund ist mir geblieben.« Sie atmet tief ein und fügt hinzu: »Als ich mit der Transition angefangen habe, bin ich natürlich überglücklich gewesen und ein bisschen ausgeflippt. [...] Die wussten ja nie was, auch mein Vater wusste nie was.« Nur Ninas Exfreundin wusste bereits, dass Nina einen »Hang zu Frauenkleidern hatte«. Jene allerdings hatte ihr verboten, sie öfter als einmal im Monat zu tragen. Nach ihrem Coming-out schämte sich ihre Exfreundin für sie. »Das haben sie alle«, sagt Nina. Sie hatten Angst, mit ihr auf der Straße gesehen zu werden.

Nina fügt hinzu: »Was ich heute natürlich nicht mehr habe im Vergleich zu damals, ist ein Job. Den habe ich auch verloren.« Ihr Chef sagte: »Du kannst hier weiterarbeiten, aber nicht als Frau.« Dabei war er eigentlich ein Freund und Nina seine erste Mitarbeiterin. Wegen »Transsexualität« kündigten durfte er ihr nicht, also gab er andere Gründe an. Nina hatte im Sonderfahrzeugbau gearbeitet, Polizeiautos gebaut. Ihr Chef hatte wohl Angst um seinen Ruf. »Ich habe ihm immer wieder gesagt, es gibt hier in der Schweiz auch trans Menschen bei der Polizei. Aber er hat ein Problem damit.«

Vor ihrem Coming-out überwies Ninas Hausarzt sie wegen psychosomatischer Magen- und Rückenschmerzen zu einem Psychologen: »Ich wusste selbst nicht genau, was los ist. Ich hatte ja dieses heimliche Ding, dachte aber, es sind andere Sachen, die mir so zusetzen.« In der ersten Therapiesitzung äußerte sie die Vermutung, dass es ihr schlecht gehe, weil ihre Mutter früh gestorben und weil sie bei der Arbeit unzufrieden sei. Sie erinnert sich: »Aber dann antwortete er: ›Ja, das geht allen so, mal mehr, mal weniger.‹ [...] – Oh scheiße, was mache ich hier, er kann mir auch nicht helfen.« Ihr wird klar: »Es kann nur noch das heimliche Ding sein. Und als ich ihm das zaghaft gesagt habe, ist schon nach dieser Sitzung eine riesige Last abgefallen. Ich konnte es endlich mal jemandem sagen.« Nach einer längeren Schweigepause resümiert sie: »Heute im Vergleich zu damals [...] ich bin grundsätzlich sicher glücklicher. Ich kann das sein, was ich bin, und muss nichts verheimlichen. Ich bin frei.«

Nina ist nun seit vier Jahren auf Jobsuche. Heute ist ihr klar: »Ich möchte gar nicht mehr das machen, was ich vorher gemacht habe. Das sagt mir nichts mehr.« Sie bewirbt sich zwar noch in diesem Bereich, will aber langfristig eine andere Richtung einschlagen. Lachend erklärt sie mir: »Ich will mich selbstständig machen. Ich gehe putzen. Ich habe schon ein, zwei Verträge und schaue weiter. Aber ich will nicht nur putzen, ich will auch andere Dienstleistungen anbieten. Und ich schaue auch nach Teilzeitjobs, Verkauf, was mich gerade anspricht. Oder auch Fahrerin, Kategorie B, Lieferwagen. Aber das Mechanische, das sagt mir nichts mehr. Und das ist auch schwierig: In welcher Garderobe gehst du dich da umziehen? Und vielleicht haben die was dagegen? Obschon, man soll ja nicht immer alles negativ malen, weiß du, ich habe nichts mehr zu verbergen. Mir ist es egal, in welche Garderobe ich gehe. Sie haben die Probleme. In der Schweiz sagen die Leute: ›Toll, wie mutig du bist, aber wenn es dann um eine Anstellung geht, ist es doch nicht so.‹ Nina betont, dass es anderen trans Frauen ähnlich geht: »Die

einen haben ihren Job verloren, die anderen hatten schon zuvor keinen.« Insbesondere trans Frauen, die nicht *passen*², haben es schwer auf dem Arbeitsmarkt: »Diese trans Menschen haben es schwerer als die unsichtbaren, weil es ja doch wieder um das Äußerliche geht. [...] Also mir ist auch klar, dass man mir das ansieht. Aber ich habe da kein Problem mit. Mich kennen viele Leute hier. Überall kennen mich die Leute ein bisschen, mehr oder weniger.«

Nina schaut mich an: »Jedenfalls habe ich diesen Job dort nicht mehr, meine Exfreundin nicht mehr, aber mein Ex-Chef hat jetzt meine Exfreundin.« Ich schaue sie entsetzt an. »Ach du Scheiße«, rutscht mir heraus. Sie beschwichtigt mich und betont, dass sie nicht mehr wütend sei. Nach einer längeren Schweigepause schaut sie mich an und sagt: »Es ist so schön, wenn du frei sein kannst, hier auf diesem Bänkle hocken, mit dir quatschen, und nicht die ganze Zeit denkst: Sieht mich jemand, sieht mich jemand?«

Nina erzählt mir, dass sie mit anderen trans Personen nicht viel zu tun habe. Vor ihrem Coming-out lernte sie allerdings eine andere trans Frau kennen: »Wir sind den Weg ein bisschen zusammen gegangen. Sie wusste schon Bescheid.« Nina erzählt: »Wir sind mal zu zweit nach Zürich zu *Trans-Hilfe* gegangen, aber ja [...], wir wussten alles, wir brauchten nichts.« Nina ist noch Mitglied, kann aber ihren Beitrag nicht bezahlen. Sie hat damals den Rechtsdienst in Anspruch genommen, als sie unsicher war, ob ihr Psychologe sie weiterhin unterstützen und ihr das Gutachten für die Hormonbehandlung ausstellen würde.

Aktuell begleitet Nina einen trans Jungen im Nachbardorf. Sie fährt ihn zu seinen Terminen bei Ärzt_innen und Psycholog_innen und trifft ihn regelmäßig. Ihr Therapeut hat sie darauf angesprochen, sie gefragt, ob sie das übernehmen könne. Nina sagt: »Das ist ehrenamtlich, aber ich habe einen 100-Franken-Coop-Gutschein bekommen. Genau im richtigen Moment. Ich habe nicht damit gerechnet, ich habe ja nichts verlangt. Ich kann dann auf dem Sozialamt sagen, ich arbeite ehrenamtlich. Also ich mache nicht

2 Der Begriff »Passing« kommt aus dem Englischen und bedeutet »als ... durchgehen«. Aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive kann »Passing« verstanden werden als in dem Ausdruck der eigenen Geschlechtsidentität anerkannt zu werden. Die *Geschlechtskritische »Passing«gruppe* des Vereins *TransInterQueer e. V.* schreibt: »Wir wollen uns nicht an-passen. Wir wollen unseren Identitäten entsprechend leben. Dabei geht es uns nicht darum, als stereotype ›Männer‹ oder ›Frauen‹ zu passen.« (*TransInterQueer o. J.*).

gar nichts.« Ich frage kritisch nach der unbezahlten Arbeit, für die sie ihr Therapeut einspannt. Nina betont: »Ich würde es auch für einen anderen Menschen tun, wenn ich jemandem helfen kann, mache ich es gern.« Der wichtigste Ort für Nina ist nun ein BDSM-Club in der Nähe von Zürich. Sie erzählt: »Ich habe mit der Kollegin einen Ort gesucht, wo wir hinkönnen und so sein können, wie wir sind. Und dann sind wir auf diese Party in Zürich gestoßen. Diese Fetisch-Party. Das war wunderbar, dort habe ich Selbstvertrauen gewonnen. Dort sind Menschen, die dich akzeptieren. Und wenn du dort an die richtigen Menschen gerätst, kannst du das passend zusammensetzen. Also ich bin schon am Aufbauen meines Netzes und deshalb ist mir diese Party so wichtig. Ich habe alle Leute dort kennengelernt, und es baut sich fast alles darauf auf.«

Nina sagt zu mir: »Weißt du, ich habe eh die Berge und die Natur, und das ist das Größte, was ich habe.« Ich antworte: »Ja, du hast auf jeden Fall den schönsten Wohnort, den ich je gesehen habe.« Sie fährt fort: »Darum komm ich ja nicht weg hier. Ich hatte auch mal eine Phase: Ich will weg, ihr könnt mich mal hier. Aber dann kam wieder die Phase: Ich zeig es allen. Und ich kann hier nicht weg. Wenn ich hier weggehe, dann fehlt mir was. Es ist nicht ausgeschlossen, wegzuziehen, aber dann müsste etwas Großes sein. Ich gehe zu einem Herren putzen, der in Zürich lebt. Das ist ein weiter Arbeitsweg für drei Stunden Putzen. Aber ich mach das lieber so, als nach Zürich zu ziehen und mir das Ding dort aufzubauen. Ich will hier wohnen – und in Amerika hättest du größere Arbeitswege! Weißt du, ich bin hier auf die Welt gekommen, und ich will auch hier wieder gehen. Klar gibt es auch andere schöne Orte auf dieser Welt. Aber ich habe nicht das Geld, und ich könnte nicht weg hier.«

Ich frage Nina, was sie sich von den trans Organisationen in der Schweiz wünsche. Sie sagt bestimmt: »Nein, ich glaube, da gibt es sich gar nichts zu wünschen, denn sie machen ihre Arbeit. Ich finde gut, dass es Menschen gibt, die sich für Gerechtigkeit einsetzen. Es ist gut, dass das Thema Trans so auch in die Öffentlichkeit kommt, weil: bevor ich geoutet war, kannte ich das auch nicht. Ich kannte keine Person.« Von urbanem trans Aktivismus distanziert sich Nina eher: »Man muss nicht etwas zu stark forcieren. Es kann auch belästigend wirken, wenn es zu viel ist. Aber die machen sicher gute Arbeit, und es ist nicht meine Aufgabe, das machen sie.« Später wird mir klarer, wovon sich Nina abgrenzt. Sie sagt: »Da gibt es die trans Menschen, die sich so extrem anziehen. Ein bisschen nuttig. Es ist ein Unterschied: ländlich – städtisch. Wenn du dich ländlich so anziebst ... Jeder soll sich so

anziehen, wie er will, aber wenn du so provozierst, musst du mit Reaktionen rechnen.« Nina betont, dass auch sie ihren aktivistischen Beitrag leistet: »Ich bin offen, transparent und verstecke mich nicht. Ich trage meinen kleinen Beitrag dazu bei, so wie ich einfach bin.« Sie erzählt mir, dass eine ehemalige Schulfreundin sie angeschrieben hat, auf Facebook: »Sie findet es gut, dass es auch hier Paradiesvögel gibt, in dieser eintönigen öden Welt hier; dieser konservativen Welt. In den Städten fällst du nicht auf, da kennen die Leute das eher. Hier schaut schnell mal jemand. In der Stadt, da gibt es alle Völker und Paradiesvögel.« Nina lacht mich an und sagt: »Ich mache hier einfach meinen kleinen Beitrag im Berner Oberland.«

Ich frage Nina: »Und wenn du in die Zukunft denkst, wo siehst du dich da so in zehn Jahren?« Nina betont, dass sie eigentlich nicht so weit schaue. »Aber ich frage mich manchmal, wie ich in zehn Jahren aussehe. Und es wäre gut, wenn ich spätestens in zehn Jahren auf meinen eigenen Beinen stehen und mein Leben selbst finanzieren kann. Aber das sollte eigentlich schon vorher geschehen.«

Nach dem eigentlichen Interview machen Nina und ich eine Wanderung entlang der Aare. Nach einer guten Stunde machen wir eine Pause bei einem Restaurant direkt am See. Sie bestellt sich einen Kaffee mit Schnaps, und wir stoßen auf unsere Begegnung an. Auf dem Rückweg zeigt mir Nina das Haus, in dem sie aufgewachsen ist, und das Haus ihres Vaters und das ihres Bruders. Sie fragt, ob ich noch einen Kaffee bei ihr trinken will. »Gern«, sage ich. Auf dem Tisch in Ninas Dachgeschosswohnung steht ein eingerahmtes Bild ihrer Exfreundin, von getrockneten Blüten umrandet. Die beiden hatten hier zusammen gewohnt. Wir schweigen eine Weile. Sie erzählt mir, dass die Miete sehr teuer sei, und fragt mich, wovon ich lebe. Ich erzähle ihr, dass ich ein Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung bekommen hätte, die Höhe aber für die Schweiz sehr gering sei. »Aber du hast viel mehr als ich«, sagt sie und erläutert mir ihre monatlichen Ausgaben. Insbesondere die hohe Miete für die Wohnung, die sie nun allein stemmen muss, stellt für sie eine finanzielle Herausforderung dar. Gegen 18 Uhr bringt Nina mich zurück zum Bahnhof. Wir verabschieden uns mit drei Küsschen auf die Wange, und ich verspreche, wieder einmal vorbeizukommen.³

Nina warnte mich bereits in ihrem ersten Satz, »dass sie mir eine ganz andere Geschichte erzählen wird«. Offenbar möchte sie mir keine romantische

³ Das Interview führte ich im April 2018.

Geschichte von Freund_innenschaft und Sorge-Netzwerken unter trans Personen erzählen. Während viele trans Aktivist_innen in städtischen Räumen ihre eigenen queeren Wahlfamilien aufbauen, ist dies nicht Ninas Ziel; sie sieht sich als eine Person, die schon immer ihren eigenen Weg gegangen ist. Wie erlebt Nina Prekarität, und welche Dimensionen spielen dabei eine Rolle?

Da Nina nach ihrem Coming-out von ihrem Arbeitgeber gekündigt worden ist und ihr soziales Netzwerk den Kontakt abgebrochen hat, befindet sie sich in einer sozial und ökonomisch prekären Situation; zudem ist ihre Wohnsituation unsicher. Wie Nina leben und arbeiten viele trans Personen unter prekären Bedingungen. In Europa ist ein Großteil von ihnen Teil des »queeren Prekariats« (Hollibaugh/Weiss 2015). Was macht das Leben von trans Menschen prekär? Viele trans Personen sind von Armut, unsicheren Beschäftigungsverhältnissen und Erwerbslosigkeit betroffen. Ihr Lebensalltag ist häufig durch dauerhafte Unsicherheit, intensive Ausbeutung, eine mangelhafte Gesundheitsversorgung, das Fehlen existenzsichernder Renten und eine prekäre Wohnsituation geprägt (Becker 2018). Der Arbeitsmarkt ist ebenso wie andere gesellschaftliche Institutionen von Normen der Zweigeschlechtlichkeit durchzogen. Viele trans Personen verlieren wie Nina ihren Job nach ihrem trans Coming-out (Fuchs u.a. 2012: 126). In der EU sind über 30 Prozent aller trans Personen erwerbslos (Franzen/Sauer 2010). Die Verschränkung von alltäglicher Diskriminierung, pathologisierenden Transitionsverfahren und ökonomischer Unsicherheit führt zudem dazu, dass viele trans Menschen unter psychischen Belastungen leiden. Sie landen häufig in prekären Teilzeitbeschäftigungen oder sind von Erwerbslosigkeit betroffen. Die Mehrheit der trans Beschäftigten finanziert den eigenen Lebensunterhalt mit informeller Arbeit oder geringen Löhnen, die keine Existenzsicherung im Alter oder bei Krankheit zulassen (Becker 2018). Zudem sind viele trans Personen im Bildungssystem benachteiligt. Das Schulsystem ist von Cisnormalität durchzogen, was die hohe Quote an Schulabbrüchen unter trans Jugendlichen erklärt und den Zugang zu Bildungsabschlüssen erschwert (Füddy 2017: 123). Nina spricht an, dass nicht alle trans Personen gleichermaßen von Prekarität betroffen sind. Insbesondere berühre sie trans weibliche Personen. Dies macht deutlich, dass trans Prekarität aus einer intersektionalen Perspektive betrachtet werden muss, die zum Beispiel die Verschränkung von trans Feindlichkeit, Sexismus und bodyistischen Schönheitsidealen berücksichtigt.

Nina erlebt Prekarität jedoch auch auf einer sozialen und geschlechtlichen Ebene: durch fehlende soziale Ressourcen und durch Transfeindlichkeit in ihrem sozialen Umfeld. Ihre vorherigen Sorge-Netzwerke stehen ihr nach

ihrem Coming-out größtenteils nicht mehr zur Verfügung. Immer wieder wird ihre Zerrissenheit zwischen dem Wunsch, ihre transfeindliche Umgebung zu verlassen, und der Verbundenheit mit ihrem Geburtsort deutlich; die Anbindung an trans Netzwerke durch einen Umzug in eine Stadt hat dabei nicht oberste Priorität für sie. Nina identifiziert sich mit ihrem Wohnort. Immer wieder jedoch wird sie gefragt, warum sie nicht in die nächste Stadt ziehe. Jack Halberstam verwendet den Begriff Metronormativität, um eine queere »Besessenheit mit urbanen Kontexten« zu beschreiben, die er in LSBTIQ-Subkulturen beobachtet (Halberstam 2005: 271). Zudem kritisiert er die Konstruktion queerer Identität als etwas Großstädtisches, während zugleich das ländliche queere Leben als eintönig und einschränkend abgewertet werde (ebd.). Jack Halberstam betont: »Rural and small-town queer life is generally mythologized by urban queers as sad and lonely, or else rural queers might be thought of as ›stuck‹ in a place that they would leave if they only could« (ebd.: 36). Die Großstadt gelte in queeren normativen Erzählungen häufig als derjenige Ort, der es ermögliche, ein Coming-out zu durchlaufen und danach sicher und offen zu leben und eigene soziale Netzwerke aufzubauen (ebd.). Im Gegensatz dazu werde der ländliche Raum als risikoreicher Raum konstruiert, in dem queere Menschen Anfeindungen ausgesetzt und bedroht sowie einsam und isoliert seien (ebd.). Auch Nina bezieht sich auf diese Dichotomie zwischen Großstadt und Land und betont immer wieder, dass ihre Erfahrungen von jenen städtisch lebender trans Personen abweiche. Dabei ist sie sich sicher, dass sie nicht wegziehen möchte. Sie sieht ihre Zukunft nicht in der Stadt.

Jack Halberstam beschreibt die Verbindung von Urbanität, Queerness und Klasse: »Affluent gay populations are often described as part of a ›creative class‹ that enhances a city's cultural life and cultural capital, and this class of gays are then cast in opposition to the small-town family life and values of midwestern Americans.« (Halberstam 2005: 15) In Ninas Erzählungen wird deutlich, wie Klasse und Nicht-/Urbanität auch in der Schweiz miteinander verbunden sind. Generell spielt in meiner Forschung die Unterstützung im prekären Alltag (Rechtsberatung, Wohnen, Gesundheitsversorgung, emotionale Unterstützung) eine wichtige Rolle; gerade außerhalb der Großstädte fehlt es jedoch oft an trans Versorgungs- und Infrastrukturen (Becker 2017). Das Gespräch mit Nina zeigt, dass sich auch im ländlichen Raum Wege finden lassen – in diesem Fall, indem Ninas Therapeut sie als Unterstützerin einbindet. Aber auch diese Dynamik ist als Ausdruck fehlender Infrastrukturen zu verstehen.

Wie geht Nina mit ihrer prekären Situation um? Sie entwickelt neue Ressourcen und erschließt sich neue soziale Räume. Ein wichtiger Ort ist der BDSM-Club, in dem sie Selbstvertrauen gewinnen kann, angenommen wird und sich vernetzen kann; auch kann sie dort erste Schritte in Richtung Selbstständigkeit gehen. Im Gegensatz dazu ist ihr Leben im Dorf nach ihrem Coming-out durch große ökonomische Unsicherheit und eine weitgreifende Nicht-Verbindung geprägt. Nina hat die gewohnten Pfade ihres Dorfes und einer heteronormativen Gesellschaft verlassen und dadurch auch ihre bisherigen Sorgeverbindungen und Freund_innenschaften, ihre Lohnarbeit und ihre Paarbeziehung verloren. Gleichzeitig bedeutet der Verlust dieser sozialen Beziehungen für sie Freiheit und dass sie nichts mehr verheimlichen muss. Die Transition bedeutet für sie trotz ökonomischer und sozialer Prekarität auch geschlechtliche Selbstbestimmung und den Aufbau neuer Netzwerke und das Erkunden neuer Räume.

Nach ihrem Coming-out verspürt Nina also auch Freiheit, verbunden mit dem Beginn einer neuen Lebensphase, in der sie sich beruflich umorientieren möchte – und muss. Precarias a la Deriva beschreiben ebenso wie Nina das Erleben von Prekarität als ambivalent:

»Wir sind prekarisiert. Das bedeutet ein paar gute Dinge (die Akkumulation unterschiedlichen Wissens und von verschiedenen Fähigkeiten und Kompetenzen durch eine ständig sich neu konstituierende Arbeit und Lebenserfahrung) und eine Menge negativer Dinge (Verletzlichkeit, Unsicherheit, Armut, soziale Gefährdung).« (Precarias a la Deriva 2004: o. S.)

Selbstständig zu arbeiten bedeutet für Nina geschlechtliche Selbstbestimmung, selbst wenn sie unter prekären ökonomischen Bedingungen stattfindet. Während sie auf dem zweigeschlechtlich organisierten Arbeitsmarkt von Diskriminierung betroffen ist und ihr deshalb der Zugang dazu verwehrt bleibt, ermöglicht ihr der informelle Care-Bereich, die Sozialhilfe aufzustocken. Die Mehrzahl ihrer Jobs findet sie über den Fetisch-Club, den sie regelmäßig besucht. Dort begann sie zu putzen, wodurch sie keinen Club-Eintritt bezahlen musste, den sie sich nämlich nicht hätte leisten können. Obwohl ihre Jobs als Reinigungskraft ihr wenig finanzielle Sicherheit bieten, sind sie für Nina von großer Bedeutung. Sie erzählt mir über Facebook regelmäßig begeistert von neuen Kund_innen. Wichtig ist ihr außerdem die ehrenamtliche Begleitung eines trans Jungen im Nebendorf, da sie dadurch soziale Anerkennung und Einkaufsgutscheine bekommt. Sie hofft sich mit-

hilfe sozialer Beziehungen einen Weg aus der Erwerbslosigkeit bahnen zu können.

Wie hängen für Nina Fürsorge und Arbeitsverhältnisse mit Fragen geschlechtlicher Anerkennung zusammen? Lohnarbeit erfüllt auch soziale Funktionen im Leben von Menschen, insbesondere bietet sie die Möglichkeit, Bestätigung zu finden (Weeks 2011: 38). Für Nina bedeutet ihre Berufstätigkeit geschlechtliche, sexuelle und soziale Anerkennung, die ihr in ihrem Dorf verwehrt wird. Dabei haben sich ihre Berufsperspektiven im Zuge ihrer Transition verändert. Lia Becker betont, dass viele trans Frauen nach ihrer Transition versuchten, in Bereichen Lohnarbeit zu finden,

»in denen die Gender-Performance nicht so stark mit Disziplinierung und Diskriminierung verbunden ist, zum Beispiel im Handel, in der Logistik und Pflege oder in untergeordneten Positionen in der Medien- und Kulturbranche. Auch die Pink-Economy mit ihren Jobs im Kultursektor, in der Gastronomie oder in der Solo-Selbstständigkeit bedeutet oft relativ niedrige Einkommen und geringe soziale Absicherung.« (Becker 2017: o. S.)

Ninas Strategie, um vom Sozialamt unabhängig zu werden, ist, sich mit Reinigungsarbeit in Privathaushalten und Gewerberäumen selbstständig zu machen. Aktuell arbeitet sie vor allem für Personen, die sie im Fetisch-Club kennengelernt hat. Teilweise ist diese Tätigkeit auch im Bereich der Sexarbeit zu verorten, da sie von einigen Kund_innen gebeten wird, in BDSM-Outfits zu arbeiten.

Ninas selbstständige Tätigkeiten ermöglichen ihr, Geld zur Sozialhilfe dazuzuverdienen und, da es sich um weiblich konnotierte Arbeitsbereiche handelt, in ihrer Geschlechtsidentität anerkannt zu werden. Ist Prekarität hier eine Bedingung für ihre Anerkennung? Nina arbeitet nun in einem feminisierten Care-Bereich, der wenig ökonomische Sicherheit bietet, dafür aber die Möglichkeit, geoutet als trans Frau zu arbeiten. Lohnarbeitskontakte sind häufig von heteronormativen Skripten geprägt und eine Abweichung von diesen führt zu Ausschlüssen (Wagels 2013; Frohn 2014; Woltersdorff 2015). Die geschlechterspezifische Arbeitsteilung im Kapitalismus und der marginale Status von trans Personen innerhalb von LSBTIQ-Räumen spiegeln sich auch in Ninas Position in einem gegenderten und gendernormativen Arbeitsmarkt wider. Nina selbst re_produziert geschlechtliche und klassenspezifische Normierungen, wenn sie sich beispielsweise von trans Frauen abgrenzt, die »zu nuttig angezogen« seien. Ihr ist es wichtig, nicht als Person angesehen zu werden, die Sozialleistungen in Anspruch nimmt, aber »nichts tut«. Sabine

Hark und Susanne Völker (2010) betonen, dass das Konzept des fördernden und fordernden Sozialstaates die »Schuld« erhöhe, sich subjektiv zu verausgaben, um nicht in die Gruppe der »unwürdigen Armen« zu fallen. Auch bei Nina wird deutlich, dass sie versucht dem klassistischen Stigma der Faulheit zu entgehen, indem sie ihre eigene Produktivität betont.

In Ninas Erzählung zeigt sich deutlich ein Anerkennungsproblem, insofern sie materielle gegen symbolische Anerkennung eintauscht. Ich frage mich, warum Nina ihre neu gewonnene Freiheit in dem Maße betont – trotz ihrer sehr prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen. Ich verstehe diese Erzählung der Freiheit und Flexibilität durch Prekarisierung als eine Rückeroberung von Handlungsfähigkeit und einen Umgang mit Prekarität. Deutlich wird außerdem die Verschränkung von Diskriminierungserfahrungen aufgrund von Klassismus und Transfeindlichkeit, die dazu führt, dass Nina nicht die gleichen Freiheitserfahrungen macht wie wohlhabende trans Personen.

3.2 »Trans war für mich ein Ausstieg.« Als erwerbslose nicht-binäre Person Care organisieren

Heute bin ich in Köln, um Madeleine zu interviewen, eine nicht-binäre Aktivistin, die ich bei einem trans Vernetzungstreffen kennengelernt habe. Madeleine begrüßt mich vor der Tür des etwas in die Jahre gekommenen Hausprojektes. Die Farbe blättert von der Fassade, der Flur ist vollgestellt mit Kisten voller Demoplakate. In ihrem Zimmer wandern meine Augen von einer DDR-Fahne und noch mehr Demoplakaten an den Wänden zu einer Bibel auf der Fensterbank. Madeleine stellt sich mit den Worten vor: »Ich bin Madeleine, ich bin 52 Jahre alt, komme ursprünglich aus Thüringen und wohne jetzt seit etwa dreieinhalb Jahren in Köln. Ich bin damals hierhergekommen, weil ich frei leben wollte in meiner Transidentität. Das ist in meiner Heimat nur schwer möglich, schon aufgrund der ganzen Rechtstendenz, die wir dort zu spüren haben.«

Madeleine bezeichnet den Umzug nicht als Neustart, sondern als Ausstieg: »Beruflich mach ich schon lange nichts mehr. Ich bin langzeitarbeitslos und auf dem Weg in die Sozialrente. Ich stehe vor einem großen Fragezeichen. Die Menschen definieren sich heute hauptsächlich über den Beruf. Ich muss jeden Morgen sehen, wie ich meinen Tag gestalte. Praktisch ist jeder Tag für mich eine neue Herausforderung.« Sie ist zudem chronisch krank und muss deshalb auf ihre Grenzen achten.

Madeleine ist gleichzeitig in verschiedenen ehrenamtlichen Projekten engagiert und erscheint mir sehr aktiv. Sie schreibt einen Roman, den sie online veröffentlicht, und ist in verschiedenen trans Gruppen. Das Schreiben ist für sie das Wichtigste: »Das ist für mich eine Lebensaufgabe geworden, obwohl ich nicht weiß, was da jemals draus wird oder ob da überhaupt irgendwas draus werden kann. Aber es ist für mich eine Lebensmotivation, einfach etwas Sinnvolles zu machen. Überhaupt einen Sinn zu finden – mit meinen Krankheiten und dem ganzen Umfeld. Also da ist man sehr schnell abgestumpft und dem versuche ich mich dadurch zu entziehen, indem ich mir Fantasiewelten aufbaue, in die ich auch flüchten kann.« Sie ist auf der Suche nach Gemeinschaft und erzählt mir, dass sie überlegt, in ein queeres Landprojekt zu ziehen.

Madeleine stört, dass in trans Räumen so viel über Lohnarbeit gesprochen wird. Sie beobachtet: »Unter trans Leuten ist es so, dass viele stark das Bedürfnis haben, sich beruflich zu beweisen. Weil sie damit sagen: ›Wir sind nicht schwach. Wir können was schaffen.‹ Die versuchen, sich über beruflichen Status eine Position zu erarbeiten, in der sie anerkannt werden. Früher konnte man als trans Person, hauptsächlich natürlich als trans Frau, nur in Schuhgeschäften oder in der Prostitution arbeiten. Mehr gab es da gar nicht. Und heute versuchen sie über den Beruf zu sagen: ›Wir können auch was.‹ – Aber viel siehst du ja nicht. Wo siehst du schon trans Leute in renommierten Berufen? Schon gar nicht Leute, die nicht operiert sind oder die nicht-binär leben. Wo ist die_der offen lebende trans Lehrer_in, Richter_in, Pfarrer_in, Ingenieur_in, Professor_in?« Dieser Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt führt nach Madeleines Meinung dazu, dass viele trans Personen, vor allem trans Frauen, sich nicht outeten: »Deshalb sind viele, wie ich sie immer bezeichne, Freizeit-Trans, die tagsüber in ihrem Beruf im angestammten Geschlecht arbeiten, und wenn sie nach Hause kommen, ziehen sie sich um.«

Madeleine fällt auf, dass die meisten Personen, die sie aus trans Räumen kennt, Akademiker_innen sind. Sie sagt: »Wenn du Abitur in der Tasche hast als junger trans Mensch und sagst: ›Ich mach jetzt was aus meinem Leben, trotzdem, gehe an eine Universität in eine größere Stadt, da finde ich Gleichgesinnte, Initiativen und Vereine, was mir hilft und wo ich mich beweisen kann.‹ Aber wenn du nur einen Hauptschulabschluss hast, was willst du da machen? Da bleibst du in deinem Dörfchen hängen und in den Strukturen. Das sehe ich auch hier in Köln. Da habe ich einige kennengelernt, die im Rotlichtmilieu landen. Die nur über wenig Bildung verfügen

und keine Chancen haben. Da ist Bildung natürlich wichtig, um sich eine Position zu erarbeiten, um im Leben auch zu bestehen.« Madeleine selbst hatte in der DDR angefangen, Theologie zu studieren, aber das Studium abgebrochen. Sie beschreibt, dass nicht-akademische trans Personen aktiv aus trans Räumen ausgeschlossen würden: »Die Art, wie dort gesprochen wird, ist teilweise hochgeschraubt. Man setzt voraus, dass die Leute auf einer Uni waren und sich da schon in Gruppen engagiert haben.«

Madeleine stellt fest, dass ein spätes Coming-out etwas anderes bedeutet, als sich als junger Mensch zu outen: »Trans im Alter ist sehr schwierig. Je jünger die Leute sind, wenn sie sich outen, desto besser. Ich habe so richtig angefangen, dauerhaft trans zu leben mit 49, als ich hierhergezogen bin. Und ich merke, dass das schwer ist, das alles noch nachzuholen. Da droht immer – das habe ich bei Leuten auch gesehen – der Rückfall. Sie sagen, wir lassen es lieber doch bleiben und gehen wieder in die andere Identität zurück, weil es einfach zu schwer ist.« Da sie in trans Räumen oft eine der wenigen Älteren ist, versucht Madeleine seit einigen Monaten eine trans Gruppe 50+ aufzubauen: für ältere trans Personen, die nicht von der einen Gender-Schublade in die andere wechseln wollen. Das Vorhaben gestalte sich allerdings schwierig. »Warum?«, frage ich sie. Sie sagt, dass viele ältere trans Leute in ihrem Verständnis von trans etwas eingeschränkt seien; außerdem sei es schwierig, trans im Alter zu leben, da ein Passing oft nicht mehr möglich sei.

Nach ihrem späten Coming-out nimmt Madeleine ihre eigene Zukunft als unsicher wahr. Zudem hat sie mit chronischen Krankheiten zu kämpfen, deswegen hat sie häufig wenig Energie.

Madeleine kämpft gegen Transnormativität. Oft begegnet sie dem Stereotyp, Personen seien nur richtig trans, wenn sie eine genitalangleichende OP hinter sich haben. Madeleine erzählt, in den Selbsthilfegruppen gebe es oft nur »den Weg zum Wunschgeschlecht und was dazwischen war, das wird ganz schnell absolviert«. Und: »Vergangenheit ist weg, jetzt bin ich ein völlig neuer Mensch. Ich sag mal von einer Schublade in die andere.« Für Madeleine gibt es hingegen viele Möglichkeiten, trans zu leben. Für sie bedeutet trans: »Ich bewege mich in eine andere Richtung, oder ich fühle mich hier nicht beheimatet und strebe halt eine neue Existenz an.« Nach der Gesetzesänderung 2011, die es möglich macht, den Personenstand ohne Zwangssterilisierung zu ändern, beantragte sie die Personenstandsänderung.

Ein bedeutender Moment war für sie die Gründung des *Bundesverbandes Trans*. Sie ist Gründungsmitglied und freut sich über die zunehmende Handlungsfähigkeit der trans Bewegung. Madeleine möchte Gemeinschaftsräume für und von trans Personen aufbauen, um das Selbstbewusstsein zu stärken und Selbstfindung zu befördern: Trans Menschen müssten sich gegenseitig Anerkennung spenden, da dies gesellschaftlich, auch in queeren Räumen, oft nicht gegeben sei. Madeleine selbst wird regelmäßig aus lesbischen Räumen ausgeschlossen, da sie dort nicht als Frau und Lesbe anerkannt wird. Deswegen ist es für Madeleine wichtig, eigene Räume aufzubauen: »Da gibt es noch andere trans Menschen.« Dieses Gefühl der Zugehörigkeit ist wichtig für Madeleine – auch wenn sie das Gefühl der Einsamkeit damit nicht ganz überwinden kann.

Madeleines wichtigster trans Für_Sorge-Moment: ein Ritual des Übergangs bei einem bisexuellen Netzwerktreffen im queeren Tagungsort *Waldschlösschen*. Mit leuchtenden Augen erinnert sie sich: »Ich bin da im Oktober 2006 noch in männlicher Identität zu dieser Party angereist. Ich hatte allerdings vorher schon einige per Mail informiert, weil ich Hilfe brauchte für mein Vorhaben. Einige Frauen haben mich gestylt, weil ich keine Erfahrung damit hatte. Ich war vorher nie öffentlich in Frauenkleidung aufgetreten. Ich habe mich umgezogen und war natürlich für einen Großteil eine Überraschung. Da gibt es immer eine kleine Eröffnung, die habe ich übernommen. Ich habe mich öffentlich bekannt und meinen Namen gesagt. Mir war bis wenige Stunden vor Beginn nicht klar, welchen Namen ich wähle. Ursprünglich wollte ich Marlene, habe mich dann aber für Madeleine entschieden. Ich habe dann gesagt: >Ich bin jetzt Madeleine.< Dann gab es ein Glas Sekt zum Anstoßen und einen Tanz. Ich hatte darum gebeten, dass mich ein Mann auffordert zum Tanz, ganz konventionell. Es hat allen sehr gut gefallen. Es sind etliche Tränen geflossen. Ich bin für so Rituale des Übergangs – nicht einfach so sang- und klanglos.« Das *Waldschlösschen* ist seitdem ein Ort des Sich-Wiederfindens für sie.

Nach dem Interview zeigt mir Madeleine ein Fotoalbum, in dem viele ihrer Freund_innen und andere Aktivist_innen abgelichtet sind. Sie macht mehrere Fotos von mir und von uns beiden zusammen. »Um mich an dich zu erinnern!«, sagt sie strahlend und umarmt mich zum Abschied fest.⁴

4 Das Interview führte ich im September 2017.

Während Nina von Einsamkeit berichtete, die sie auf dem Dorf erlebt, fühlt sich Madeleine als erwerbslose trans Frau auch in der Stadt oft einsam. Der Umzug in die Stadt war eine Befreiung für Madeleine, was die geschlechtliche Selbstbestimmung betrifft. Wie Nina berichtet auch sie jedoch von Gefühlen der Einsamkeit und Isolation, sowohl in trans Räumen als auch in ihrem sonstigen Umfeld.

Wie erlebt Madeleine Prekarität, und welche Dimensionen spielen dabei eine Rolle? Madeleine steht nach ihrem trans Coming-out mit 49 vor der Herausforderung, sich einen neuen Platz in der Welt zu suchen und Für_Sorge-Netzwerke aufzubauen. Prekarität erlebt sie auf einer ökonomischen Ebene, sie bezeichnet sich als langzeiterwerbslos und auf dem Weg in die Sozialrente. Die ökonomische Prekarität verschränkt sich mit ihrer chronischen Krankheit. Ökonomische Prekarität ist für sie seit längerer Zeit präsent, anders als Nina beschreibt sie diese nicht als temporär. Madeleine belastet ihre Erwerbslosigkeit, da sie sich selbst einen Lebensinhalt schaffen und jeden Tag neu strukturieren muss. Arbeit ist nicht nur für das eigene ökonomische Überleben wichtig, sondern auch für die soziale Position, den »sense of selfhood« (Weeks 2011: 38) und als Form der Anerkennung. Lohnarbeit ist für viele Menschen eine der wichtigsten Quellen der Subjektivität und Identität und eine Möglichkeit, sich als Teil der Welt zu verstehen (ebd.). Gerade deshalb ist für erwerbslose Personen wie Madeleine die Erfahrung, dass viele trans Räume auf Erwerbsarbeit zentriert und akademisiert sind, eine Herausforderung. Gleichzeitig ermöglicht dies Madeleine, ihre Leben auf trans Aktivismus auszurichten.

Durch das Gefühl der Nichtzugehörigkeit in vielen Räumen erlebt Madeleine auch soziale Prekarität. Sie ist im trans Aktivismus verortet. In klassischen Selbsthilfegruppen ermüden sie allerdings die transnormativen Wege von A nach B; ihre Erfahrung als nicht-binäre Person kommt darin nicht vor.⁵ In trans Räumen ist sie zudem von Klassismus betroffen.⁶ Madeleine kritisiert, dass sich viele trans/nicht-binäre Personen ausschließlich über ihre Lohnarbeit identifizierten und nicht offen seien für trans und nicht-binäre

5 Der Weg von A nach B bezeichnet hier die Vorstellung, dass trans Personen eine Personen- und Namensänderung anstreben sowie eine Veränderung des Hormonspiegels und geschlechtsangleichende Operationen.

6 Klassismus bezeichnet die Diskriminierung aufgrund von Klassenherkunft oder Klassenzugehörigkeit (Kemper/Weinbach 2009; Wellgraf 2013; Roßhart 2016; Eilers 2018; Seeck/Theißl 2020).

Personen aus der Arbeiter_innen- oder Armutsklasse. Sie selbst richtet ihr Leben nicht mehr auf Lohnerwerbsarbeit aus; dies führt zu Gefühlen der Isolation, aber gleichzeitig auch zu der Freiheit, ihr Leben auf Aktivismus auszurichten und trans Räume aufzubauen.

Wie kommt es zur Akademisierung von trans Räumen? Der Kulturanthropologe David Valentine zeigt für den US-amerikanischen Raum, dass die Institutionalisierung der Kategorie transgender zu einer Dominanz akademischer Perspektiven in trans Räumen geführt hat (Valentine 2007). Im US-amerikanischen Raum seien durch die Verbreitung der Kategorie transgender andere Praktiken geschlechtlicher Vielfalt unsichtbar geworden, insbesondere von ökonomisch marginalisierten Personen.

Zudem ist queere Kultur oft kommodifiziert in Form von Bars, Restaurants, Geschäften, Cafés sowie Ästhetiken und Kleiderstilen, wie der Soziologe Alan Sears schreibt. Er argumentiert: »A community structured around commodified public spaces is economically exclusive. [...] Queers with limited incomes are invisible because they cannot enter the commodified realm of lesbian/gay visibility.« (Sears 2005: 105) LSBTIQ-Personen mit mehr ökonomischem Kapital haben einen privilegierten Zugang zu kommerzialisierten Räumen und Lebensstilen, die als »queer Communities« definiert werden (ebd.: 93). Da Madeleine von Armut betroffen ist, sind ihre Möglichkeiten, an dieser queeren Kultur teilzuhaben, beschränkt.

Madeleine beschreibt sich selbst als durch Akademisierung Ausgeschlossene und zugleich als intellektuell überlegene Person, die komplexere Modelle und Theorien als die A-B-transnormative Einbahnstraße im Kopf hat. Madeleine fordert, dass trans und queere Räume intellektuell und gesellschaftskritisch würden, damit dort eigene Konzepte und Wissensproduktionen entwickelt werden könnten. Sie selbst schreibt an einem Roman und eignete sich das Wissen selbst an, das sie benötigt, um Transnormativität zu kritisieren. Sie plant zudem, eine Gruppe zu gründen, um anderen trans und queeren Personen 50+ bei der Erweiterung ihres Horizontes zu helfen.

In der Art und Weise, wie Madeleine Prekarität erlebt, verschränken sich Fragen der Erwerbslosigkeit, des Alters und der Krankheit; auch gesetzliche Regelungen bestimmen mit, welche Möglichkeiten, trans zu leben, Madeleine bereitstehen und wie Sorge organisiert werden kann. Wie geht Madeleine mit diesen Erfahrungen der Prekarität um? Sie versucht nicht, wie Nina einen Ausweg in der prekären Selbstständigkeit zu finden. Stattdessen strebt sie an, sich dem System der Lohnarbeit zu entziehen, Klassismus in trans Räumen entgegenzuwirken und Freiräume zu schaffen. Hierbei ist sie auch auf die

kollektive Arbeit anderer angewiesen, zum Beispiel, wenn es um den Zugang zu queer/feministischen Wohnprojekten geht, wo sie aufgrund ihres Alters und ihrer chronischen Krankheiten nicht den gleichen Anteil an Arbeit wie junge gesunde Menschen leisten kann. Madeleines macht die Erfahrung, dass in vielen trans Räumen Mittelklassoperspektiven dominieren.

3.3 »Die haben Geld, aber niemanden, der sie begleitet.« Trans Sorgeketten

»Du musst mit Michelle sprechen«, bekräftigt Alecs, ein Interviewpartner, mit dem ich auf dem Weg zu einer queeren Party in Zürich bin. »Sie macht wichtige Sorgearbeit in der trans Community. Sie ist *die* Person für deine Forschung. Aber am besten erzählt sie dir selbst mehr.« Am nächsten Tag rufe ich Michelle an, und sie lädt mich sofort ein, sie für ein Interview zu treffen, und zwar an ihrem Selbstsorge-Ort. Am nächsten Vormittag mache ich mich auf den Weg. Ich laufe durch die recht schicke Innenstadt und wandere auf den Berg, von dem aus man auf den Zürichsee blicken kann. Wir sind vor einem Supermarkt verabredet. Sie sieht mich sofort, wir geben uns drei Küsschen auf die Wangen, links, rechts, links. »Bist du von Alecs hergelaufen?«, fragt sie mich. »Ja!« Sie würde mit mir gerne in der Straßenbahn nach oben fahren, da sei es schön, zu sitzen. »Ich kann dir auch das Ticket bezahlen?«, fragt sie mich. »Nein, das brauchst du nicht, danke!« Ich gehe zum Fahrkartautomaten, und bevor ich nein sagen kann, wirft auch Michelle ein paar Münzen ein. Wieder fällt mir auf, wie sensibel viele meiner Forschungspartner_innen für Prekarität sind und dass wir bei jeder Begegnung aushandeln, wer wen einlädt.

Michelle erzählt mir von ihren Besuchen in Berlin und ihrer Vernetzung mit Aktivist_innen dort. Zudem will sie wissen, wen ich in Basel bereits kennengelernt habe, und überlegt, mit wem sie mich vernetzen kann: »Also mit Simo auf jeden Fall, die anderen sind zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt.« Wir laufen einen kleinen Wanderweg den Berg hinauf. In der Ferne glitzert der Schnee auf den Alpen, hier unten sind es 29 Grad. Vor einem Hotel setzen wir uns auf eine Parkbank.

»Dies ist mein Kraftort«, sagt Michelle. Sie hat Blaubeeren zum Teilen dabei, und ich ärgere mich, nicht daran gedacht zu haben, selbst etwas mitzubringen. Dabei profitiere ich als Forscher_in am meisten von diesem Interview. »Worum geht es noch mal?«, fragt sie mich. Ich erkläre: »Ich forsche zu

Sorgearbeit in trans Räumen in Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz. Du kannst mir auch jederzeit Fragen stellen, und ich schicke dir das abgetippte Interview später.« »Also ich will nicht anonymisiert werden, das kann ich gleich sagen!«, sagt sie lachend.

Ich möchte gerne wissen, wie sie zum trans Aktivismus gekommen ist, und sie erzählt: »Was ich persönlich mache: einmal pro Jahr die Zürcher Transtagung organisieren, mit Workshops- und Vernetzungsmöglichkeiten, und *Trans schön nass*, das ist das Schwimmangebot.« Außerdem hat sie eine Gesprächsgruppe für trans und queere Personen ins Leben gerufen und ist in einer queer/feministischen antikapitalistischen Gruppe aktiv. Aber das ist noch nicht alles: »Dann unterstütze ich von Zeit zu Zeit noch den Walk-in mit kleineren Aufgaben, das ist ein Angebot von *Trans-Hilfe*, das einmal im Monat stattfindet. Dort können trans Menschen [...] ohne Voranmeldung vorbeikommen, um rechtliche oder transspezifische Informationen zu erhalten.« Zudem macht sie ein Langzeitporträtprojekt »mit Menschen, die den Weg zu sich selbst gehen«.

Zusammengebracht hat uns Alecs, weil Michelle außerdem trans Frauen begleitet, die OPs im Ausland in Anspruch nehmen. Michelle sagt dazu: »Wir haben in der Schweiz ein Qualitätsproblem, was die Resultate der OPs betrifft. Das hat sich langsam verbessert.⁷ Aber noch vor zehn Jahren bis vor ganz Kurzem waren die Resultate nicht gut, und etliche haben sich entschieden, die Operationen im Ausland machen zu lassen: meist in Thailand, dem Land mit der meisten Erfahrung auf dem Gebiet, und mit den größten Spezialisten. Gerade für trans Menschen, die über kein sozial intaktes Umfeld verfügen, für die ist es schwierig, eine Begleitperson zu finden. Und da spring ich dann ein, wenn der Bedarf gegeben ist, und begleite die Person, mit einer Vorbereitung: Was man packen muss, was einen kulturell erwartet, wie der Ablauf ist, wie die verschiedenen Heilungsphasen verlaufen. Und vor Ort wohne ich dann im gleichen Hotel, mache Besuche im Spital, begleite zu Voruntersuchungen, mache Übersetzungen und danach die Nachbereitung: im Sinne von Ausflügen oder einfach nur Händchen halten, zuhören, was gerade der Bedarf ist – bis wieder zurück in die Schweiz. Aber dann endet auch meine Aufgabe wieder.«

Michelle sieht die OP-Begleitung nicht als langfristige Aufgabe. Ihr Wunsch ist vielmehr, dass auch in der Schweiz qualitativ hochwertige OPs angeboten werden. Fürs Erste wird sie jedoch weitermachen: »Ich habe jetzt schon

⁷ Gemeint sind hier genitalangleichende OPs für trans Frauen.

wieder Anfragen, Menschen, die mich einplanen und auf mich zählen, für die Zukunft. Wenn die Chemie stimmt und die Situation das erfordert, dann mach ich das auch.« Die trans Personen, die Michelle begleitet, übernehmen für sie die Reise- und Unterkunftskosten und zahlen ein kleines Taschengeld.

Ich frage Michelle, was sie sich von staatlicher Seite und von der trans Community wünscht. Sie antwortet: »Ich würde mir wünschen, eine Stiftung zu haben, die Geld geben kann für Härtefälle, für Menschen, die durch ihre schwierige Geschichte nicht finanziell rosig gebettet sind, dass diese Menschen ein zinsloses Darlehen bekommen und die Chance auf eine gute Operation haben. In der Schweiz ist es bis jetzt nur die äußerste Ausnahme, dass so was übernommen wird. Und somit steht nicht allen die gleich gute medizinische Versorgung zur Verfügung.«

Ich frage sie, welche Tipps sie begleitenden Menschen geben würde. Sie erklärt mir: »Für mich ist Abgrenzung sehr wichtig, denn als begleitende Person muss mein Energilevel deutlich über dem sein, das die andere Person hat. Ich bin darum bemüht, meine Akkus zu schonen, zu laden, um dann was mitgeben zu können. Was für mich auch ganz klar heißt, dass ich Zeit für mich einplane, dass ich zwischendurch einen freien Tag habe, an dem ich machen kann, was ich will, und dass ich im Vorfeld die Wünsche und Bedürfnisse mit meiner Machbarkeit abgleiche und dass wir das auch schriftlich festhalten – wie viele Besuche, in welchem Zeitabstand, was ist gewünscht? –, damit es gegenseitig ein klares Verständnis gibt.« Ich erzähle Michelle von transitionsbezogener Sorgearbeit, die ich selbst im Freund_innenkreis geleistet habe: »Abgrenzung und Austausch finde ich sehr wichtig. Denn bei uns, da war es so, dass der Freund krasse Schmerzen hatte und das nicht vorhersehbar war. Seine Freundin war an ihrem Limit.« Michelle sagt: »Kenn ich, kenn ich. Habe ich alles gesehen. Ich habe diverse Burn-outs gesehen von Menschen, die Begleitungen gemacht haben. Es kommt noch dazu: Wenn du direkt verwandt bist, Mutter, Partner_in von der Person, dann geht dir das viel näher. Und zwischendurch mal Zeit einräumen, was Gutes für sich selbst tun, 'ne Massage machen oder ins Kino gehen, das ist schwierig. Schlussendlich sind oft beide genervt, sowohl Patientin als auch begleitende Person, weil sie beide keine Ruhe hatten, sondern das Gefühl, ständig zusammenkleben zu müssen. Da liegen die Nerven nach drei, vier Tagen blank, und nach drei Wochen sind beide ferienreif.«

Ich frage Michelle, welche Tipps sie Personen geben kann, die begleiten. Sie überlegt kurz und teilt dann ihre Erfahrungen: »Für mein Leben habe ich

eine Regel: »Be good to yourself.« Das ist die erste Regel vor allen anderen Regeln. Ich glaube, um im Leben wirklich leben zu können, bedarf man einer gewissen Reserve. Und ich versuche, meine Reserve stets auf einem Level zu halten, dass ich auch in außerordentlichen Situationen adäquat reagieren kann, das setzt Self-Care voraus. Das setzt aber auch einen gewissen gesunden Egoismus voraus, nämlich sich selbst an die erste Stelle zu setzen, weil: Erst dann kann ich nachhaltig geben. Ich kann kurzfristig geben, aber wenn meine Reserven leer sind, dann brauch ich auch noch jemanden, der sich um mich kümmert. Ab dem Moment, an dem jede Person für sich selbst schauen kann, ist ja für jede Person gesorgt.« Michelle selbst ist von chronischer Krankheit betroffen: »Das Leben ist ein ganz fieser Lehrmeister, und ich habe meine Erfahrung gemacht. Ich habe selbst eine eingeschränkte Leistungsfähigkeit. Meine Akkus lassen sich seit einem Unfall nicht mehr ganz laden, und ich musste lernen, damit irgendwie umzugehen. [...] Und das ist eine Gratwanderung und eine Kunst, halt immer oben zu sein.« Ein wichtiges Thema für Michelle sind Klassenunterschiede in trans Räumen. Sie wünscht sich »mehr finanzielle Spielräume« und erzählt: »Also ich bin finanziell nicht im Luxus zuhause. Ich zahle viel Aktivismus eigentlich auch aus der eigenen Tasche, und da eine Kostenneutralität hinzubekommen, fände ich wahnsinnig wichtig. Viele Menschen sind aus finanziellen Gründen ausgeschlossen von der Teilnahme an Aktivitäten. Wir haben hier in Zürich das Partykollektiv *Offstream*, die spenden uns jährlich Geld, damit wir für Menschen mit finanziell engem Budget sowohl Anreisekosten als auch Tagungsgebühren übernehmen können. Damit genau diejenigen, die es wirklich am intensivsten nötig haben, auch partizipieren können.« In ihrem Aktivismus ist Michelle darum bemüht, Angebote zugänglich zu machen. Sie berichtet mir von den Herausforderungen, die damit verbunden sind: »Wir haben das auf der Webseite bei den Anmeldungen geschrieben, dass man geben kann, was man geben kann: dass man auch ohne Nachweise von Armut, also ohne einen Kontoauszug vorzulegen, ohne staatliche Abhängigkeit nachzuweisen, ganz unkompliziert diese Finanzmittel bekommt. Was ich sehe, ist, dass diejenigen, die es in Anspruch nehmen, immer anbieten: ›Ich kann dafür mithelfen, ich kann einen Kuchen mitbringen.‹ Das sitzt so tief, dieses Gefühl, dafür in der Schuld zu stehen. Das finde ich schade. Noch blöder finde ich es, wenn Tagungen die Möglichkeit einer vergünstigten Teilnahme nur geben, wenn man im Gegenzug mithilft und Zeit opfert. Das finde ich diskriminierend.«

Zudem wünscht sich Michelle, dass es einen ökonomisch sicheren Ort für Transitionen gibt: »Ich lerne viele trans Menschen kennen durch meine Tätigkeiten, und ich habe unzählige Lebensgeschichten gehört. Und in vielen Fällen ist es so, dass die Akzeptanz noch nicht da ist, dass es ein Kampf ist, eine schwierige Lebensphase. Und ich wünschte mir ein Modell wie in Sydney mit dem *Gender Center*, in dem man während der Transition wohnen kann, für die Transitionsphase abgesichert ist, keine sozialen Ängste hat. Denn hier zeigt sich bei den zweiwöchentlichen Meetings, dass Menschen, die sich geoutet haben, entweder die Stelle verlieren oder zurückversetzt werden vom sichtbaren Bereich in administrative Tätigkeiten.«

Nach einer knappen Stunde teilt mir Michelle mit, dass ihr Energielevel überschritten ist und sie ihren Akku aufladen muss. Daher beenden wir das Gespräch. Sie geht zur Straßenbahn, aber vorher machen wir noch ein Foto von unserem Ausblick. »Ich hoffe, das Gespräch hat dir was gebracht?«, fragt sie mich und verabschiedet sich.⁸

Michelle lässt sich als Vollzeitaktivistin beschreiben, die trans Räume in der Schweiz maßgeblich mit aufbaut und aufrechterhält. Sie leistet in diesem Bereich viel unbezahlte ehrenamtliche Arbeit. Wie und auf welchen Ebenen erlebt Michelle Prekarität und welche Strategien hat sie, damit umzugehen?

Michelle ist ebenso wie Nina und Madeleine auf Sozialhilfe angewiesen und erlebt Prekarität auf der ökonomischen Ebene. Zudem spielt in ihrer Erzählung Prekarität auf einer affektiven Ebene eine Rolle, in Bezug auf Gefühle und Erfahrungen der körperlichen und psychischen Erschöpfung. Wie Madeleine ist sie chronisch krank und hat deswegen mit begrenzten Ressourcen zu kämpfen. Im Gegensatz zu Nina und Madeleine ist Michelle in eine Vielzahl sozialer Netzwerke eingebunden, die sie als unterstützend und zuverlässig wahrnimmt.

Michelle hat für sich individuelle Strategien im Umgang mit Prekarität entwickelt. Sie begleitet wohlhabende trans Personen, die über finanzielle Ressourcen für genitalangleichende OPs in Thailand verfügen, aber nicht über soziale Kontakte für eine Begleitung. Zum Hintergrund ihrer Tätigkeit weist Michelle darauf hin, dass es in der Schweiz eine Frage des sozialen Status ist, wer sich welche OP-Qualität leisten kann. Klasse und Prekarität schreiben sich folglich in den Körper ein. Eine körperliche und rechtliche Transition

8 Das Interview führte ich im Mai 2017.

kann teuer sein; so kommen gegebenenfalls Kosten für Gutachten, Fahrtkosten, Übernachtungskosten für sich und eine Begleitung sowie Namensänderungskosten auf die betreffende Person zu. Trans Personen mit viel ökonomischem Kapital haben die Möglichkeit, private Dienstleistungen oder eine bessere Versorgung zu kaufen. Michelle füllt Versorgungslücken, gibt transitionsbezogenes Wissen weiter und leistet Sorgearbeit für andere trans Personen. Laut Michelle gibt es im deutschsprachigen Raum nicht viele andere trans Personen, die ähnliche Sorgearbeit leisten. Sie kennt nur eine weitere trans Frau in Süddeutschland, die diese Form der transitionsbezogenen Sorgearbeit anbietet.

Michelle leistet in einem persönlichen Setting emotionale Arbeit. Dabei versucht sie, klare Absprachen über Care-Aufgaben zu treffen und die Arbeit im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu professionalisieren, auch indem sie Verträge macht. Trotzdem bleibt die Arbeit prekär und informell. Michelle definiert ihre Sorge-Praxis als Arbeit und nicht wie andere Interviewpartner_innen als Liebe oder ehrenamtliche Community-Aufgabe jenseits der Ökonomie. Um diese Sorgearbeit leisten zu können, ist es für Michelle wichtig, dass sie auf ihre emotionale Verfassung achtgibt. Hierbei verwendet sie Begriffe, die eine starke Ökonomisierung andeuten, zum Beispiel »Energiereserven« und »Akkus«. Ich interpretiere ihren ökonomischen Blick auf Fürsorge und die Metaphern, die sie verwendet, als Versuch, Sorgearbeit unter prekären und informellen Bedingungen zu professionalisieren. Dies ermöglicht ihr, sich stärker von den Anforderungen, die an sie gestellt werden, abzugrenzen.

Michelles Perspektive »Wenn jeder für sich selbst schaut, ist für jede Person gesorgt« erinnert an neoliberaler Freiheitsversprechen und steht im Widerspruch zu feministischen Betrachtungen von Care, die betonen, dass wir alle aufeinander angewiesen sind. Michelles Erzählung verkörpert die Enttäuschung, die sie und andere Sorgearbeiter_innen im Feld haben: darüber, dass viel Bedarf an Für_Sorge besteht, die Bereitstellung aber unter prekären Bedingungen stattfindet. Selbstsorge ist für Michelle die Voraussetzung für Fürsorge. Das Sorgen für andere ist hierbei das eigentliche Ziel, ganz anders als in einer neoliberalen Form von Care.

Michelles Sorgearbeit lässt sich als emotionale Arbeit im Kontext von trans Sorgeketten bezeichnen. Der Begriff der emotionalen Arbeit wurde 1983 von der Soziologin Arlie Hochschild entwickelt (Hochschild 2012). Sie forschte zur Erwartung an Mitarbeiterinnen im Dienstleistungssektor, ihre Emotionen zu gestalten, zu kontrollieren und gezielt einzusetzen. Es gibt bisher wenig Forschung zu queerer oder trans emotionaler Arbeit, und ein

Großteil der Forschung zu Sorgearbeit basiert auf heteronormativen Annahmen und Zweigeschlechtlichkeit. Auch Beziehungsarbeit und die Arbeit, Gemeinschaft herzustellen und Beziehungen aufrechtzuerhalten, kann als emotionale Arbeit bezeichnet werden (Erickson 2005). Die Forschung zu Care-Chains diskutiert Sorgeketten zwischen *weißen cis* Mittelklassefrauen und ärmeren und häufig von Rassismus betroffenen *cis* Frauen. Diese werden eingestellt, um Versorgungslücken zu schließen und Sorgearbeit zu übernehmen. Was trans Sorgearbeit betrifft, gibt es hier eine Forschungslücke, da im Kontext feministischer Care-Forschung fast ausschließlich *cis* Frauen in den Blick genommen werden. Auch in trans Räumen übernehmen jedoch ärmere trans Frauen wie Michelle Sorgearbeit für wohlhabendere trans Personen und füllen damit Versorgungslücken.⁹

Warum arbeiten so viele trans Personen wie Michelle und Nina im Care-Sektor? Mit dem Konzept »Purple Collar Labor« betont Emmanuel David (2015), dass sich eine transspezifische Arbeitsmarktsegregation herausgebildet hat. Dies schließt an das feministische Konzept »Pink-Collar Ghetto« (Miller 1994) an, das sich auf schlecht bezahlte Care-Jobs bezieht, die vor allem von Frauen verrichtet werden. David bezieht »Purple Collar Labor« vor allem auf die strukturellen Bedingungen, denen trans Personen, insbesondere trans Frauen, auf dem Arbeitsmarkt begegnen. Während sich einige trans Personen aufgrund ökonomischer und politischer Zwänge nicht öffentlich outen (Connell 2010), sind andere auch in der Öffentlichkeit und am Arbeitsmarkt sichtbar. Trans Personen haben schon immer auch bezahlte Lohnarbeit verrichtet sowie eine Vielzahl von unbezahlter und emotionaler Arbeit (Green 2006; Namaste 2009; Connell 2012; Nordmarken 2014). Aktuell bilden sich jedoch transspezifische Arbeitsrollen, Beziehungen und Erwartungen heraus (David 2015: 170). Trans Personen werden auf dem Arbeitsmarkt segregiert und in ganz bestimmten Jobs, Arbeitsplätzen und Industrien beschäftigt (ebd.). Lässt sich emotionale und transitionsbezogene Sorgearbeit als ein solches Feld verstehen? David betont, dass affektive und emotionale Arbeit eine Variante der »Purple Collar Labor« darstellt. Insbesondere die Service-Industrie hat eine neue Beschäftigungsnische für trans Personen geschaffen (ebd.). Vor allem trans Weiblichkeiten finden sich in Care-Jobs, Putz-Jobs und Service-Jobs wieder. Dies liegt auch an der Abwertung von trans Weiblichkeit, die den Arbeitsmarkt strukturiert. Julia

⁹ Siehe Martin Manalansan zu queeren Care Chains und Care Praktiken (Manalansan 2008, 2018).

Serano bezeichnet diese Abwertung als Transmisogynie, eine Diskriminierungsform, »which specifically targets transgender expressions of femaleness and femininity« (Serano 2012: 172). Im Kontext des heteronormativen und vergeschlechtlichten Arbeitsmarktes sind trans weibliche Personen sowohl von Sexismus als auch von Transfeindlichkeit (und gegebenenfalls weiteren Diskriminierungsachsen) betroffen.

Gerade wegen Marginalisierungserfahrungen entwickelten sich eine spezifische Form der Sorgearbeit und eine Zentralität von Care in queeren Communitys (Bradley 2016: 45). Auch hier existieren gegenderte Care-Rollen, etwa im Bild des »gay best friend« (ebd.). Es gibt eine eigene queere Service-Ökonomie, beispielsweise queere Bars und queere Friseursalons. Queere Arbeitnehmer_innen sind häufig bereit, geringe Löhne in Kauf zu nehmen, wenn sie dafür in einem queeren »comfort environment« arbeiten können (Sears 2005: 106).

Michelle fragt sich: Wie können einkommensarme trans Personen mit Ressourcen unterstützt werden? Wie können trans Räume auch für prekär lebende und nicht-akademische trans Personen zugänglich werden? Wie kann der ökonomischen Unsicherheit während einer Transition begegnet werden, zumal jene ein großer Faktor der Marginalisierung und des Ausschlusses ist? Deutlich wurde, dass für Michelle Klassenunterschiede in trans Räumen sichtbar und relevant sind. Dabei lässt sich als Widerspruch ausmachen, dass sie ihren Aktivismus gegen soziale Ungleichheit oft aus eigener Tasche subventionieren muss. Die ökonomische Dimension von Care ist für Michelle ein zentraler Bestandteil kollektiver Trans-Fürsorge.

3.4 Queere ökonomische Gerechtigkeit. Praktiken der Ent_Prekarisierung

In vielen LSBTIQ-Aktivismen und queeren Theorien werden die Themen Armut, Klasse und ökonomische Un_Sicherheit ausgeblendet und nicht als queere Themen anerkannt (Hollibaugh/Weiss 2015: 18). Margot Weiss und Amber Hollibaugh diskutieren in ihrem Artikel »Queer Precarity and the Myth of Gay Affluence« die strukturell prekäre Situation von LSBTIQ, insbesondere von trans und lesbischen Personen. Gesellschaftlich herrsche hingegen das Stereotyp vor, dass LSBTIQ mehrheitlich in der Mittelklasse verortet seien. Der scheinbare Wohlstand von LSBTIQ-Personen sei ein Mythos, der dazu führe, dass sowohl die LSBTIQ- als auch die gewerkschaftliche Bewegung das

zunehmende queere Prekariat übersähen (ebd.). Zudem würden Menschen, die in LSBTIQ-Kontexten Sprecher_innenrollen einnehmen, fast immer aus der »queer professional oder entrepreneurial class« (ebd.) kommen und Prekarität selten mitdenken.

Margot Weiss und Amber Hollibaugh beschreiben, dass viele LSBTIQ-Personen in der Armut- oder Arbeiter_innenklasse verortet und/oder von Rassismus betroffen sind und Probleme haben, einen Job zu finden, ihre Miete zu bezahlen und sich um sich selbst und um andere zu kümmern (ebd.). Sie argumentieren: »An analysis of queer precarity centers LGBT/Q lives, as our multiple genders, sexualities and orientations intersect with the lived realities of class and race.« Unter dem Begriff Queer Economic Injustice diskutieren sie, wie sich Diskriminierungen von LSBTIQ-Personen, die im Niedriglohnsektor arbeiten müssen oder erwerbslos sind und gleichzeitig von Queer- und Transdiskriminierung betroffen sind, verschränken. Queere und gender-nicht-konforme Personen seien vulnerabler für Armut als heterosexuelle weiße able-bodied cis Personen. Oft arbeiten jene im Niedriglohnsektor, im Care-Sektor, der wenig gewerkschaftlich organisiert ist, oder im informellen Sektor (vgl. Hollibaugh/Weiss 2015: 19 ff.). Der informelle Care-Sektor ist für LSBTIQ ein Bereich, den sie wählen, um Cisnormativität zu entkommen. So schreiben Hollibaugh und Weiss, dass queere und trans Personen diese Arbeitskontakte bevorzugen: »As a site where gender expression and sexuality will not be disciplined in the same ways as professional jobs« (ebd.: 22). Ökonomische Sicherheit bieten diese Arbeitsmöglichkeiten jedoch nicht.

In den kollektiven Trans-Fürsorge-Räumen, in denen ich geforscht habe, werden Mikropraktiken der Umverteilung entworfen, seien es Fahrtkostenübernahmen, Crowdfunding, Soli-Partys oder Spendenaufrufe. Zudem werden Möglichkeiten geschaffen, wie prekär lebende trans Personen transitionsbezogenes Wissen gegen Spende weitergeben können, um sich ihr Überleben zu sichern. Langfristig ermöglicht dies den Sorgearbeiter_innen, sich von staatlichen Transferleistungen und der damit verbundenen Abwertung und Kontrolle unabhängig zu machen. Zudem kann trans Care-Wissen, das gesamtgesellschaftlich unsichtbar ist, hier Anerkennung finden, auch ökonomische. Transitionsbezogenes Wissen gegen Spende weiterzugeben, stellt eine Form der Fürsorge in den Zonen der Prekarität dar.

Wie herausfordernd es ist, klassenübergreifende trans Sorgearbeit zu organisieren, wird in den Ausführungen von Michelle deutlich. Denn oft schämen sich arme trans Personen, Angebote anzunehmen, und nehmen nicht an Veranstaltungen teil. Auch in meiner Forschung erlebte ich, dass das Spre-

chen über Geld oft mit Scham verbunden war (auch wenn teilweise mit großer Offenheit über Prekarität gesprochen wurde). Hier stellt sich die Frage: Welche Modelle der Umverteilung können entworfen werden? Wie können queere und klassismuskritische Ansätze zu Care miteinander verbunden werden?

Lassen sich trans Sorge-Praktiken als Politiken der Ent_Prekarisierung (Motakef 2015) fassen? Die Soziologinnen Mona Motakef und Christine Wimbauer betonen, dass aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive die Ambivalenzen von Prekarisierungsprozessen in den Blick genommen werden müssen (Motakef/Wimbauer 2019: 783). Mit der Engführung auf Erwerbsarbeit fänden nur destruktive Prekarisierungstendenzen Berücksichtigung, »während eine Perspektive auf das Brüchigwerden des gesamten fordistischen Arrangements aus männlicher Normalarbeit, Wohlfahrtsstaat und Familie auch neue Öffnungen im Geschlechterverhältnis sichtbar machen kann« (ebd.: 784). Aus einer geschlechtertheoretischen Perspektive wird Prekarisierung also nicht nur als »Bedrohung des sozialen Zusammenhalts diskutiert«, sondern auch als Chance für neue Freiheiten (ebd.: 787).

Eine Leerstelle in der Forschung stellen empirische queer- und sexualtheoretische Fragen von Prekarität dar (ebd.: 789). Meine Forschung zeigt, dass trans Perspektiven andere Fragen in Bezug auf Prekarität aufwerfen. Trans Personen haben oft keinen Zugang zu gut bezahlter Lohnarbeit oder verlieren sie nach ihrem Coming-out. Deshalb spielen andere Formen von Kapital eine bedeutende Rolle, zum Beispiel soziales und kulturelles sowie Besitz und Vermögen. In trans Räumen bildet sich eine eigene Ökonomie heraus, die es trans Personen ermöglicht, unter prekären ökonomischen Bedingungen transitionsbezogenes Wissen und Sorgearbeit weiterzugeben. Diese informelle Arbeit bewegt sich im Spannungsfeld ökonomischer Prekarität, verhilft aber auch zu geschlechtlicher Selbstbestimmung und sozialen Netzwerken, die Sicherheit bieten. In diesen trans Ökonomien entwickeln sich – fluide, temporäre – trans Sorgeketten zwischen ärmeren und wohlhabenderen trans Personen. Auch die Vergeschlechtlichung von Prekarität in trans Kontexten sollte genauer in den Blick genommen werden: zum Beispiel, dass sichtbare trans Personen stärker und insbesondere trans Frauen von Armut und Erwerbslosigkeit betroffen sind.

Aus einer trans/queer/feministischen Perspektive stellt sich die Frage: »Welche Politiken der Entprekarisierung, die auf Absicherung und Schutz prekärer Lebenslagen abzielen, sind notwendig?« (Motakef/Wimbauer 2017: 789). Einige meiner Forschungspartner_innen plädieren für eine Professionalisierung und bilden sich fort, indem sie Ausbildungen als Logopäd_innen

oder Berater_innen machen, andere wünschen sich Umverteilungsmodelle oder ein bedingungsloses Grundeinkommen. Viele sehen Freiberuflichkeit als eine Möglichkeit, sich aus der Erwerbslosigkeit herauszuwinden.

Aber ist die Idee vom Freiheitsgewinn durch Prekarisierung nicht auch eine neoliberalen Erzählung? In »Bilder von Sexualität und Ökonomie« fragt Antke Engel nach neoliberalen »Individualisierungsversprechen« (Engel 2015: 21). Im Kontext der Neoliberalisierung werde auch geschlechtliche Subjektivität als flexible forciert, im Sinne einer_s an Marktprinzip und individueller Leistung orientierten Arbeitskraftunternehmer_in (ebd.: 24). Neoliberalen Diskurse förderten die Pluralisierung sexueller und geschlechtlicher Subjektivitäten und Lebensformen, wenn damit eine Ideologie der freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens inklusive Körper und Sein versinnbildlicht werden könne (Engel 2009: 105). Die Gestaltungsmacht werde als Befreiung von repressiven Regularien gepriesen – gehe jedoch mit dem Abbau sozialstaatlicher Absicherung einher. Engel plädiert für ein Verständnis von spätmoderner Sexualität und Ökonomie als komplexem wechselseitigem Bedingungsgefüge und warnt vor einfachen Ableitungs- und Vereinnahmungsthesen. Queere Bewegungen seien nicht einfach Effekte neoliberaler Transformation oder Instrumente ihrer Durchführung, sondern auch Stolpersteine und kritische Anfechtungen. Prekäre queere Selbstständigkeit ist demnach in der Ambivalenz zwischen Selbstbestimmung und Verunsicherung angesiedelt (u.a. Woltersdorff 2011).

3.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde deutlich, dass sich in der trans Prekarität verschiedene Dimensionen von Unsicherheit verschränken, nämlich ökonomische, soziale, geschlechtliche, affektive und sexuelle. Zudem zeigte sich: Prekarität ist durch strukturelle Ungleichheiten, was den Zugang zu Gesundheit betrifft, in Körper eingeschrieben. Meine Interviewpartner_innen erleben Prekarität unterschiedlich und entwickeln diverse Praktiken, mit ihr umzugehen. Nina und Michelle sehen prekäre Selbstständigkeit im Bereich Care als eine Möglichkeit, Geld dazuzuverdienen, und hoffen, langfristig nicht mehr von Transferleistungen abhängig zu sein. Sie haben durch eigene Transitionserfahrungen Wissen, und dieses geben sie informell weiter. Michelle geht einen Tauschhandel ein, indem sie Sorgearbeit für wohlhabende trans Frauen leistet, die von sozialer Isolation betroffen sind.

Die Hoffnung, durch Sorgearbeit einen Ausstieg aus ökonomischer Prekarität zu finden, erfüllt sich für meine Interviewpartner_innen jedoch nicht – zumindest bisher nicht. Als ich Nina zwei Jahre nach dem Interview wiedertraffe, hat sich an ihrer ökonomischen Situation nichts verbessert. Räume der Sorgearbeit ermöglichen ihr jedoch mehr geschlechtliche Selbstbestimmung und soziale Anerkennung. Madeleine steht der Fokussierung auf Anerkenntung durch Lohnarbeit kritisch gegenüber und versucht stattdessen, Freiräume zu schaffen und ihre Zeit für Aktivismus zu nutzen. Auch Michèle entwickelt Praxen der Solidarität und Umverteilung, die Community-Care auch für trans/nicht-binäre Personen, die von Armut betroffen sind, zugänglich macht.

In bisheriger Forschung zu queerer Für_Sorge, etwa von Mike Laufenberg (Laufenberg 2012) wird der Blick nur ungenügend auf die soziale Herkunft und die Klassenposition gerichtet. Welche Bedeutung hat die Kategorie Klasse dafür, wie Sorgearbeit verteilt wird und wer Zugang zu ihr erhält? Kann ökonomische Unsicherheit durch soziale und kulturelle Ressourcen abgedeckt werden – oder soziale Isolation durch ökonomische Ressourcen? Die Frage, in welchem Arbeitsverhältnis trans Menschen vor ihrem Coming-out tätig waren und über welches ökonomische Kapital sie verfügen (zum Beispiel Vermögen und Eigentum), äußert sich in sehr unterschiedlichen Erfahrungen von Prekarität sowie in klassenbezogenen Sorgeketten.

In diesem Kapitel habe ich den Zusammenhang von Geschlecht, Prekarität, Alter und Care aus einer trans/queer/feministischen Perspektive mit spezifischem Fokus auf Verschränkung von Klassismus, Transmysoginie und Stadt/Land-Differenzen adressiert. Trans Lebensrealitäten sind häufig von einer mehrdimensionalen Unsicherheit der Lebens- und Arbeitsverhältnisse geprägt. Dies gilt insbesondere, wenn trans Personen aus dem cis-männlichen Normalarbeitsverhältnis ausgeschlossen und von Mehrfachdiskriminierung betroffen sind – und gleichzeitig erhöhte Kosten aufgrund rechtlicher und medizinischer Regulierungen zu tragen haben. Welche Praktiken der Ent_Pekarisierung werden in Sorgegemeinschaften entworfen? Oder werden gerade in diesen Sorgegemeinschaften Care-Rollen entlang der Kategorie Klasse ausgeübt? Diese Fragen werden in den folgenden Kapiteln weiterverfolgt.